

(Nachdruck verboten.)

607

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

(Schluß.)

Noch spät in der Nacht brannte die Lampe im Zimmer des Herrn Kommandanten Hermann.

Er hatte einen großen Bogen Papier vor sich und trocken sorgfältig die Schrift mit dem Löschblatte.

„So, der Bericht ist fertig,“ sagte er.

„Wieviel Seiten sind's worden?“ fragte seine Frau, die ihm gegenüber saß und strickte.

„Sechs a halb.“

„Du hast kein' Feiertag das ganze Jahr,“ seufzte sie. „Das war wieder ein schönes Ostern!“

„Leider, daß so was vorkommen is. Da kann ma nix mach'n.“

Er hielt das Schreiben gegen die Lampe und wandte in behaglicher Anerkennung seiner Arbeit die Blätter um.

Die Seiten waren von oben bis unten beschrieben, und eine Zeile stand schnurgerade unter der anderen. Wo ein neuer Abschnitt begann, war der erste Buchstabe schwungvoll geschrieben, und die Namen der Zeugen waren mit roter Tinte säuberlich unterstrichen.

„Ich les' Dir den Bericht amal vor,“ sagte der Kommandant. „Wenn Dir was auffällt, sagst Du's mir.“

Der Bericht begann mit der Schilderung der eigenen Wahrnehmung des Herrn Hermann.

„Als ich mich nach dem Hochamte in das unweit der Kirche gelegene Gasthaus des Johann Blöckl begab, bemerkte ich dortselbst den Täter Andreas Vöst allein am Tische sitzend und anscheinend einem reichlichen Biergenusse huldigend, was mir auch die Kellnerin mit den Worten bestätigte, er, der Täter, sei bereits mehrere Stunden anwesend und trinke eine Salbe nach der anderen. Als ich nach einiger Zeit das Gastzimmer beim Verlassen wieder durchschritt, saß Obengenannter noch immer an demselben Platze, ohne mich zu bemerken oder mich zu grüßen, was mir sofort auffiel und mich auf den Gedanken brachte, daß der Täter sich in einer schlechten Gemütsverfassung befand.“

„Du hast mir aber nix g'sagt, Karl!“ unterbrach ihn seine Frau.

„Was g'sagt?“

„Daß Dir das aufg'fallen is!“

„Denkt hab' ich mir's. Auf den Gedanken brachte, heißt's da.“

„Ja so.“

Der Kommandant las weiter. Es kam in ausführlicher Breite die Schilderung der folgenden Nachmittagsstunden, wie sie von den am nämlichen Tische sitzenden Dekonomen Zwirger und Kloiber gegeben wurde; es kam die Schilderung des beginnenden Streites, in dessen Verlaufe der Täter, welcher die ganze Zeit einem reichlichen Biergenusse gehuldigt hatte, durch diesen Zustand gereizt und auch in der Erinnerung an frühere Differenzen beleidigende Worte ausstieß.

Und dann folgte die lebensvolle Darstellung der Tat, welche von den Zeugen nicht übereinstimmend erzählt wurde. Denn, während der verheiratete Gürtler Johann Seitner keinerlei beschimpfende Ausfertigungen seitens des Hierangl vernommen hatte, behauptete der Dekonom Haberlschneider ausdrücklich, daß der Verletzte immer wieder durch höhnische Zurufe den Täter zur Wut gebracht habe, so daß dieser sich auf ihn stürzte und ihn mit einem steinernen Biterkrüge dergestalt auf das linke Hinterhaupt schlug, daß der letztere bewußtlos zu Boden stürzte und bis jetzt nicht wieder in den Besitz seiner Geisteskräfte gelangte.

Dies alles las der Kommandant vor, und als er fertig war, sagte seine Frau:

„Es sind beinah' sieben Seiten, und so schön geschrieben! Was das für eine Arbeit war!“

„Mir tut es leid um den Vöst,“ erwiderte er. „Er war ein richtiger Mann, bis die Geschichten gekommen sind.“

„Reinst d', er wird lang' ei'g'sperrt?“

„Das kommt d'rauf an.“

Der Kommandant steckte den Bericht achtsam in ein Rubert.

„Das kommt d'rauf an, ob es mildernde Umständ' gibt, Und wie's dem Hierangl geht.“

Er gähnte laut.

„Es is Zeit zum Schlafen; zwölf Uhr hat's scho g'schlag'n.“

Sie löschte die Lampe aus, und nun brannte kein Licht mehr in Erlbach.

Oder nur eins.

Das flackerte unruhig in der Kammer des Hieranglbauern.

Als der Tag graute, pochte jemand beim Kommandanten an die Haustüre.

Hermann öffnete das Fenster und rief hinunter:

„Was gibt's?“

„I bin's! Da Bader!“

„Ste, Herr Fröschl? Steht's schlechter?“

„Er ist g'storben vor einer Viertelstund'.“

„Er is überhaupt nimmer zum Bewußtsein kommen. Der Schlag hat ihm den ganzen Kopf g'trümmert.“

„Das is a böse G'schicht!“

„Ich hab' denkt, ich will's Ihnen gleich mitteilen. Und jetzt guten Morgen, Herr Kommandant!“

„Gut' Morgen!“

Hermann schloß das Fenster und zog sich an.

Als er eine halbe Stunde später durch das Dorf schritt, lönte schrilles Beuten vom Turme. Dreimal sekte es ab. Es war die Sterbeglocke für den Hierangl.

Der Kommandant bog in den Schullerhof ein. Der Bauer kam ihm unter der Tür entgegen.

„I woach, was Sie woll'n,“ sagte er. „I hab's Läuten scho g'hört. Muach i mit Sabna geh'?“

„Es ist meine Pflicht, Schuller. Ich muß Sie nach Rußbach führ'n.“

„I geh' mit, wia i da steh', bloß mein Guat hol' i.“

Er trat in die Stube, und gleich darauf hörte der Kommandant lautes Schreien.

„Jessas? Andrä! Muach d' furt! Jessas!“

Die Schullerin stürzte heraus und sagte ihm am Arme.

„Ret! Ret! Er ko nix dafür! Ret furtführ'n!“

„Frau Vöst, machen Sie's Ihrem Mann nicht schwerer!“

„Ral Ral Um Gotteswill'n, net furtführ'n! Er ko nix dafür!“

Der Schuller zog sie sanft zurück.

„Geh zual! Dös muach amal seil! An Kopf reiß'n's mir net ab.“

Er wandte sich um und ging rasch zur Türe hinaus. Und ging über den Hof.

Aber wie er auch seine Schritte beschleunigte, die jammernde Stimme lönte hinter ihm her.

Und als er bei den letzten Häusern war, hörte er sie noch.

„Andrä! Gibst d' foa Antwort mehr? Andrä!“

20. Kapitel.

In den Gerichtssaal fielen die Sonnenstrahlen und legten sich breit auf die strengen Mienen der Richter. Die schüchtern sich verbrießlich gegen den lichten Schein, und als sie ihn nicht abwehren konnten, mußte ein Diener die Vorhänge herunterlassen. Da waren die Sonnenstrahlen ausgesperrt.

Nur einer drängte sich durch die Lücke und huschte über die Bänke. Er fand zwei schwielige Hände, und die waren ihm so vertraut, daß er sich lieblosend an sie schmiegte. Die Hände öffneten und schlossen sich wieder, als wollten sie den zitternden Sonnenstrahl festhalten.

Der Mann, dem die Hände gehörten, freute sich über ihn. Er dachte, wie die Sonne wohl auf die Erlbacher Felder herunter scheine. Sie hatten heute gewiß gemäht, und auf allen Wiesen lag duftendes Gras. Sie konnten es bei der Wärme zu Mittag wenden und am Abend einfahren. Den Leuten draußen war die Sonne eine freundliche Gelferin.

Ein breiter Schatten fiel über den Boden, und der Sonnenstrahl war verschwunden.

Der Schuller sah auf. Da stand Baustätter mitten im Saale und verneigte sich vor den Richtern.

„Herr Pfarrer, Sie kennen den Angeklagten?“

„Ja.“

„Es wird behauptet, daß Sie ihm feind seien.“

„Ach? Warum sollte ich ihm feind sein?“

Der Verteidiger erhob sich.

„Sie haben doch heftig gegen ihn agitiert? Und Streit mit ihm gehabt?“

Baustätter schüttelte den Kopf. Er verstand den scharfen Ton nicht.

„Ach habe Bedenken gegen ihn geäußert, wie es meine Pflicht war.“

Der Vorsitzende nickte ihm zu.

„Sie wollen sagen, daß Sie als Seelsorger an ihm Leidschiedenes auszusprechen hatten, aber daß Sie keine persönliche Feindschaft gegen ihn hegen?“

„Ja, das wollte ich sagen.“

„Dann schildern Sie uns, bitte, den Leumund des Angeklagten.“

Baustätter redete. Mit Ruhe und ohne Leidenschaft. Er sagte, daß er allen Pfarrkindern ein offenes Herz entgegengebracht habe, daß er von jedem ursprünglich das Beste glauben wollte. Auch von Andreas Böst. Nur mit Widerstreben habe er an diesem vieles bemerkt, was er als Seelenhirte rügen mußte. Versöße gegen die kirchlichen Vorschriften, Unfittlichkeit im Hause, und manches, was Kergernis erregte.

Baustätter sagte, daß er bessern wollte, und es half nichts, daß er mit Milde eingeschritten sei, und man habe mit Rohheit geantwortet. Und er schilderte seine schmerzlichen Erfahrungen und die Gewalttätigkeit des Böst.

Schuller hörte ihm zu. Es war immer das nämliche. Die Lüge so versteckt, so eingemengt in die Wahrheit, daß sie kein Mensch herausfinden konnte. Er hatte es versucht, er hatte gemeint, daß er das Gewebe zerreißen könne. Und es hatte ihn fester eingeschnürt, je mehr er sich wehrte.

Jetzt war er müde. Er hörte zu, als würde von einem andern gesprochen. Die sanfte Stimme ertönte gleichmäßig weiter und erhob sich erst gegen den Schluß.

Als Baustätter sagte, daß der brave Mann in Erlbach, der Vater von vier Kindern, von diesem rohen Menschen gemordet worden sei.

Es war stille im Gerichtssaal.

„Böst, haben Sie etwas zu erinnern gegen diese Aussagen?“

Der Schuller sah den Vorsitzenden an.

Ob er etwas zu sagen hatte gegen diese Rügen? Jedes Wort war falsch, von langer Zeit her ausgedacht, verdreht, zur Verdächtigung hergerichtet. Wie sollte er sie alle widerlegen mit ein paar Sätzen? Wo sollte er anfangen und wo enden? Und er sagte nur:

„Der is schuld an allem.“

Es war doch wirklich ^{etwas}alich, mit solchen Redensarten zu kommen!

Der Verteidiger trat vor

„Man muß die Vorgeschichte kennen . . .“

„Das gehört nicht zur Sache!“ sagte der Vorsitzende.

„Das mit der Bürgermeisterwahl, das hat mit der Tötung des Hierangl nichts zu tun.“

Der Schuller setzte sich wieder. Er wußte es ja! Es war heute wie immer. Sie hörten ihn nicht.

Der Morgen darauf versprach wieder schönes Wetter. Die Baumgipfel im Weblinger Wald waren schon vom Frühlicht beschienen. Da eilten die Leute mit der Arbeit. So lange der Tau auf den Gräsern liegt, ist gut mähen. Trockenes Gras macht die Sensen stumpf. Und jeder schwang die Arme schneller und griff weiter aus im Schritt. Als die Sonne über den Hügeln stand, war das meiste geschehen.

Der Haberlschneider schulterte die Sense und wartete auf den Zwerger, der den Feldweg herunter kam.

„Dös is wieder prachtwoll heimt!“

„Bal 's so weitergeht, bring' i de Boch' no mei Heu hoam.“

Bis zum Feldkrenz gingen sie miteinander. Da blieb der Zwerger stehen.

„Was sagt denn zum Schuller? Bier Jahr G'fängnis!“

„Daß er nimmer 'raustimmt' sag' i. Den hat er g'iefert, unser Herr Pfarrer!“

Der Haberlschneider setzte sich bei den Worten auf den Feldrain. Seine jüngste Tochter mußte bald kommen und den Morgentrunck bringen.

„Den hat er g'iefert!“ wiederholte er.

Und er sah nach Erlbach hinunter. Da lag das Dorf Haus neben Haus. Aus den Schornsteinen stiegen dünne Rauchsäulen in die Luft. In den Ställen brüllte das Vieh; der Wind trug den Schall herauf.

Und jetzt klangen im gleichen Takte starke Hammerschläge, Zimmerleute bauten an der Kirche ein hohes Gerüst. Der alte Turm wurde abgebrochen und ein neuer errichtet.

Neue Erzählliteratur.

II.

Otto Gysae: „Die silberne Tänzerin“. (Verlag von Albert Langen, München.)

Dieer Autor hat die Hoffnungen, die man seit seinem ersten Buche auf ihn setzte, nicht getäuscht. Er hat viel Gemeinames mit Kellermann, den Dufst, das Märchenhafte, das Besondere. Man schaut die Begebenheiten in Gysaes Buch wie durch zarte Abend- schleier, dahinter die Sonne matt verdämmt. Die silberne Tänzerin ist wieder eine jener zarten Wesen, die in Schönheit sterben, weil sie nicht in Schönheit leben konnten. Denn das Leben ist eine rohe Sache. Frau Aute wollte aus ihrem Leben ein Kunstwerk machen, und es ging nicht. Kämpfen können die Gysaerischen Heldinnen nicht, sie hören auf zu sein, wie Mimosen. Sie haben eine psychische Haut und bleiben Einias, weil ihre nervöse Sensibilität unter jeder Verührung zudt. Was in dem Buch geschieht? Ein stilles Nebeneinander hin, freundliche Gebärden, man wirft sich ein paar feine Worte zu, schlürft sie, läßt das Glück einer seligen Minute durch den Körper rieseln und erschauert. Diese vibrierende Bewegung der Seele durchzittert das Buch, alles Laute ist fern. Wie wenn ein Ton verhaucht, ein Schatten vorüberhücht. Man könnte sagen, Gysaes Buch ist körperlos und doch ganz frei von ästhetischer Wortschwelgerei. Es ist eine feine Kunst darin, ein Silbergewirk von Stimmung und poetischer Empfindung.

Klara Viebig: „Das Kreuz im Bemm“, Roman. (Verlag von Egon Fleischel u. Comp., Berlin.)

Ohne einen Rud geht es nicht hinüber zu Klara Viebigs körperhafter Welt, wenn man sich länger in die körperlose Welt der Schönheitsstrunkenen vom Stamme Gysae und Verwandter versenkt hat. Dort schwebt man gewissermaßen in der Luft, immer ein wenig über der Erde, hier faßt man wieder Fuß, man sieht wieder fest auf der Erde, sei's auch nur ein so lärgliches Stück Scholle, wie das Eiselland. Ja, Klara Viebig ist zu ihrem geliebten Heimatlande zurückgekehrt, aus dessen Boden sie Kraft und Saft sog und in die Höhen der Kunst hinaufwuchs. Die blaffen Neuromantiker kommen einem mit einem Male neben der rohbäckigen Kunst der Viebig wie Akademiker vor. Das Reinenischliche, die Großzügigkeit ihrer Charakteristik, diese leidenschaftliche Malerei des Lebens weht uns an wie frische Bergluft. Man tut unwillkürlich einen tiefen Atemzug. Das ist alles so ursprünglich, so frisch, so erfüllt von den Zusammenhängen zwischen Mensch und Natur, und man staunt, welchen Reichtum die Viebig aus dem armen Eisellande immer und immer wieder hervorholt. Sie schreibt keine Zyklen wie die schwäbischen Heimatkünstler, sie färbt nicht schön wie die Dorf- und Berggeschichtler um den ledernen, pardon, wollte sagen Lederhosen-Ganghofer herum. Im Gegenteil, sie deckt Schwächen auf und leuchtet in Abgründe; sie hat das heilige Feuer des Mitleids, aber auch den heiligen Zorn. Doch aller Zorn ist Liebe, alles Mitleid ist Verstehen. Denn in Klara Viebig glüht das soziale Gefühl und ihre Kunst ist im Grunde Reformation. Die besten ihrer Bücher sind Red- und Mahnrufe. Das „Kreuz im Bemm“ erzählt von der trostlosen Wigotterie in dem Sumpfbiet der Eifel. Was wir schon bruchstückweise in kleineren Novellen gelesen von der Prozeßion in Käternach, von der Strafkolonie in der Bemm-einöde ist hier zu einem düsteren Gemälde des schwarzen Landes, über dessen weite Flächen als Wahrzeichen das Kreuz ragt, vereinigt. Eine leidenschaftliche Schilderung dieser geistig und leiblich Armen. Groß in der Einfachheit und in der Durchdringung der Gewalten- und Gestalten, um die es sich handelt. Das allerbeste aber gibt die Viebig in der Naturbeschreibung. Sie klopft mit dem Zauberstab ihrer Dichtkunst an den Berg und das öde Gestein der rauhen Bemm leuchtet und erstrahlt und die herbe Schönheit auch dieses Fleckchens Erde entschleiert sich dräuend und reizvoll zugleich.

Gabriele Reuter: „Das Tränenhaus“, Roman. (S. Fischers Verlag, Berlin.)

Gabriele Reuter ist gleichfalls zu ihrer Heimat zurückgekehrt. Ihre Heimat, ihr Gebiet ist die Frau. Ihre erste Geschichte, mit der sie sich ihren Namen holte („Aus guter Familie“) und diese ihre letzte Geschichte bezeugen sich. Es wird die Stellung des Weibes innerhalb unserer Gesellschaftsordnung untersucht und das Verhalten dieser kulturgeschichtlichen Gesellschaft bestimmten „Weib-Fällen“ gegenüber aufgeleuchtet. Es handelt sich diesmal um den Weib-Fall der „gefallenen Mädchen“. Denn so nennt doch unsere humane Welt der Sittlichkeitsbände die Frauen, die ohne den Ring am Finger Mutter werden. Im Tränenhaus — das ist eine Art Entbindungsheim, mit dem eine gemeine Ausbeuterin Geschäfte macht — sind die Unglücklichen zusammengewürfelt, die die Menichheit um ihrer Liebe willen, weil sie damit keine Spekulation auf Eheheim und Versorgung verbanden, ausstieß. Unermessene Traurigkeit mit Szenen traurischen Humors

gemischt spielen sich hier ab. Nicht immer weiß Gabriele Reuter den Grundstoff — die Roheit der Gesellschaft, die solche Zustände bedingt — durchklingen zu lassen. Bedeutsamkeit erhält die Geschichte aber durch die mit unbekanntem Charakterisierte Gestalt Fräulein Corneliens. Es ist das Mädchen aus guter Familie in ihrer zweiten Lebensetappe. Das Mädchen, für die auch die uneheliche Schwangerschaft ein ungleich größeres Martyrium wird als für ihre Geschlechtsgenossinnen aus dem Volke.

Leonid Andrejew: „Judas Ischariot“. (Verlag von Jwan Ladschnikow, Berlin.)

Sicher wird man es paradox finden, wenn ich Andrejew und Hofmannsthal in einem Atem nenne. Und doch stelle ich mir spontan den Vergleich ein. Der Wiener Aesthet macht sich an antike Gestalten heran und versucht sie mit modernem Geist zu erfüllen, löst sie in Dekadenz auf. Der grüblerische Russe nimmt biblische Gestalten und löst sie in Menschlichkeit auf, wo das Testament einseitig mit ihnen verfuhr. Die Bibelparaphrase wird zur Novelle. Besser gelungen als Judas Ischariot, die Titelnovelle, scheint mir Lazarus. Hier ist die Charakteristik geschlossener, weniger zerstückelt. Die ästhetische Seite der beiden Erzählungen reicht nicht an die künstlerische Konzentration des Buches: „Die sieben Gehentien“ heran, ein Werk, das vom Herzen inspiriert wurde.

Magin Gorki: „Eine Weichte“. (Verlag von Ladschnikow, Berlin.)

Diese schwärmerischen Gefühlsäußerungen sind keine Weichte, wie sie etwa Strindberg gab. Gorki gibt darin kaum so intim Persönliches, wie in seinen Landstreichererzählungen. Die Nachtajnsstimmung ist einem asketischen Fanatismus der Jugend gewidmet, Tolstoi-Geist weht aus den Blättern dem Leser entgegen. Der Held ist nur ein Teil von Gorki selbst, d. h. nur das Gefühl Gorkischen Denkens und Empfindens. Im übrigen eine frei erfundene Roman-gestalt, die sich aus der dumpfen Luft der Klostermauern zum lebendigen Geist der Arbeitenden durchdringt. Er hört mit feinem Ohr auf das Wehklagen der Welt, sieht die Laster und Qualen der Kreaturen und wird von dem schwarzen Gott der Priester geschreckt. Nichtsdestoweniger ist der Grundzug des Buches eine stark hervorretende Wortformerei, die sich zu Tolstois Urchristentum hinbewegt. Die Schilderung des Klosterlebens zeigt viel scharfe Beobachtung, das Kapitel vom Bruder Antonio steigt fast zur geistigen Höhe Voccacios. Am besten könnte man diesen Weichtenroman mit „Erziehung des Herzens“ überlegen, ungefähr wie Flauberts „L'education sentimentale“. Denn er handelt von einem starken Gefühlsleben, nur daß es bei Gorki nicht dem Geschlechtlichen, sondern der Sehnsucht des Geistes, der gläubigen Seele gilt. Freilich hat Gorkis Buch ästhetisch nichts gemein mit Flauberts unvergleichlich künstlerischem Lebensdokument. Wo bei dem Franzosen der kultivierte Geist vorherrscht, spricht bei dem Russen das leidenschaftliche Herz mit dem flammenden Gerechtigkeitsfieber. Seine Weichte gipfelt in einem Hymnus auf das große allmächtige Volk, denn das Volk schafft Wunder und Schönheiten durch seine Kraft und durch die Mühsal und Qual seines Suchens. Nimmt man das „Gottsucher“ symbolisch, so interessiert das Buch, hält man sich an die hypertrophisch christlich gefärbte Sprache, so ist es schwerer zu genießen.

Ernst Schur: „Einsame Liebe“. (Verlag von Deslerfeld u. Co., Berlin.)

Ernst Schur gibt diesmal kein Gedichtbuch, sondern ein Gedankenbuch. Einsame Liebe bedeutet, ganz prosaisch gesprochen, Liebe ohne Kinder. Diese Ehebeziehung ist nicht neu, in Frankreich sogar sanktioniert, aber immer hat man dafür bis jetzt volkswirtschaftliche Gründe oder Eitelkeitsgründe, auch bloße Lüstlingsgründe zur Hand gehabt. Schur sagt nun das Problem tiefer und will in erster Linie eine neue Ehe. „Es ist ein großes Ding, immer zu Zweien zu sein! Nicht nur fort mich zu pflanzen, sondern hinaus — dazu helfe auch der Garten der Ehe“, sagt Friedrich Nietzsche. Und für jede Replik des Schurischen Buches, in der er mit revolutionärem Mut den namentlich bei unseren Ueberweibern so beliebten „Schrei nach dem Kinde“ gegenübertritt, kann man weiter bei dem Philosophen der Herrenmoral ein Analogon finden. Wie dieser, wirt er die Frage wie ein Senkblei in die Seele des Lesers: „Bist du der Mensch, der ein Kind sich wünschen darf?“ Er führt die bloße Fleischeshlust, wie Nietzsche, auf ein erbärmliches Verhagen, auf einen Schmutz der Seele zu Zweien zurück und versucht es, den Menschen lieben zu lernen. Aus der kleinen gepugten Lüge der Menschen, die sie Ehe nennen, eine Kunst zu machen, die Kunst, im Zusammenleben zur Persönlichkeit zu reifen. Das Kind aber tritt nach Schurs Raisonement, das stellenweise dem Raisonieren gleichkommt, hindernd zwischen Mann und Weib. Es fordert Kräfte, die sie für sich brauchen. In diesem Schurischen Individualitätskultus steckt viel Renaissancegeist, den unser Jahrhundert des Kindes schwerlich übertragen wird. Die Herausfabelung der Menschheit, die Schur erstrebt, braucht nicht durchaus die Ausschließung des Kindes zu erfordern. Aber auch wer sich mit dem Standpunkt: „Einsame Liebe“ nicht zu befreunden vermag, wird mit Ueberflutung der dozierenden Stellen, an der Einleitung der propagandistischen Idee Freude finden. Neben dem leichten Verstandeshauch der Reflexion, ein warmer Odem dichterischen Gefühls. Ein Gesang am Meer! Schur hat das Schauen gelernt, und alles wird ihm zum Bild. Wie er Wasser und Wogen, Luft und Licht, Sonne und Wolken schildert, das er-

innert mich an die innige Kunst Hermann Gesses. Diese Verbindung von Intellekt und Romantik, Realismus und Idylle gibt dem Buchlein sein Gepräge.

Anatole France: „Die Bratliche der Königin Pédanque“. Roman. (Verlag von R. Piper u. Co., München.)

Wenn Anatole France seine Schüler um sich versammelt im seinem mit Büchern und Altertümern vollgestopften Heim und von seinem florentinischen Kirchenstuhl aus seine skeptischen Weisheiten über sie ausschüttet, dann ist er wohl selbst der Abbé Coignard, den er in der „Rötisserio de la Reine Pédanque“ so ergötzlich schildert. Das Buch von dem lustigen, immer im Geistigen schwelgenden Abbé Coignard, diesem wundervollen Epistolarer und Sceptiker zugleich, hätte nicht so frisch, so lebendig, so frohend von Geist geraten können, wenn Anatole France nicht ein Stück von seinem Selbst gegeben hätte. Anatole France, der „encyklopädische Kopf“, dessen Hirn die Schatzkammer sämtlicher Bücher der Welt sein soll, ist Gelehrter, Philosoph und Poet zugleich. Die geniale Verbindung dieser Vergabungen zeigt uns vorliegender Roman. Keine Latinität, philosophische Diskussionen, alchemistische Abhandlungen, antike Stimmenslust, Humor, aus den Quellen der Weltweisheit sprühend, feinsten Stil, alles fließt in dem Buche zusammen. Farbengesättigt, sprühend und blühend in der Fülle des geistigen Materials.

Zum Schluß noch ein paar Bücher, die ins Gebiet der Kuriosa eingereicht werden müssen. Da ist zuerst der im Verlage von Haus u. Weber, München erschienene Schauroman „Doktor Verne“ von Maurice Renard, deutsch von G. Langensack. Wir leben in der Zeit der Veredelungen. Wie das Ringel-Rangel veredelt wurde, wird nun der Hintertreppenroman veredelt. Man behält seine Prinzipien bei: Nervenreizung, Nervenspannung und macht die Sache statt im Schundstil in artistischen Stil. Dieser artistische und intellektuelle Schauroman „Doktor Verne“ wird viellecht als ein Symptom unserer Zeit charakteristisch bleiben. Wissenschaftliche Konsequenzen, untermischt mit einer gehörigen Portion Erotik, werden ausgebeutet zum Zwecke, auf die schlaffen Sinne unserer Zeitgenossen einen Nigel auszuüben. Mit ungeheurer Leichtigkeit und Phantastik wird operiert, alles in einem ernsten, geistvollen Stil aufgemacht. Ein geheimnisvolles Haus, darin geheimnisvolle Menschen geheimnisvoll hantieren. Sie wechseln Gehirne aus und die emperschlachten Divisionspräparate werden in ihren offulierten und eingepfropften Empfindungen und Verriachtungen vor-geführt.

Eine Utopie anderer Art ist der im gleichen Verlage erschienene Roman: „Edisons Weib der Zukunft“. Man kann sich auch diesen Unfimm, der hier Methode wird, ohne viel Worte vorstellen. Edison versucht, ein Weib, das einen schönen Körper und eine häßliche Liebe hat, seiner Wesenheit zu berauben, es mittels Licht, Elektrizität usw. als eigene Doppelgängerin neu anzufertigen. Da unsere Götter wissenschaftlich geworden, warum sollen nicht auch unsere Liebhaften wissenschaftlich werden? An Stelle der Gas-tochter das Weib ohne Eingeweide. Ein gefundenes Fressen für unsere Westketen. Man braucht dann auch keine Bücher à la Schur vom Kinderkriege oder nicht Kinderkriege mehr zu schreiben. Der Zauberer Edison bringt natürlich das Kunststück fertig und noch ein größeres dazu: er heißt einen Menschen von der Liebe, indem Lord Ewald nicht mehr die lebende Frau, sondern nur die Maschine liebt. Das Buch ist raffiniert gemacht und verblüffend in seiner Phantastik. J. V.

(Nachdruck verboten.)

Eigenartige Weihnachtsgebräuche.

Die Norddeutschen haben keine zweite Festzeit, die mit solcher Bewegtheit den werktätigen Lauf der Dinge unterbricht, wie das Weihnachtsfest. Wohlverstanden: die Norddeutschen, denn das liebe Weihnachtsfest erscheint durchaus nicht bei allen Deutschen in gleicher Gestalt, viel weniger noch bei allen Europäern.

Wer hätte nicht schon vom skandinavischen „Julkapp“ und vom englischen Mistelzweig erzählen hören! Im folgenden sollen einige weniger bekannte, aber deshalb nicht weniger interessante Weihnachtsfitten berichtet werden.

Der Großstädter, der des Abends durch eine Flut viel-farbigem Nichts schreitet, hat des Winters unfruchtbare Finsternis über-wunden. Nicht so das Landvolk. Für den Bauern ist der Wende-punkt des Jahres, an dem die Sonne wieder höher steigt, ein be-jubelnswertes Ereignis, und nicht nur zufällig hat das Christen-tum sein höchstes Fest mit diesem Zeitpunkt verschmolzen.

Des Ackerbürgers Wohl und Wehe ist mit dem Gedeihen der Bäume, der Feldfrucht eng verknüpft, deren Ersprießlichkeit zum überwiegend größeren Teil nicht von ihm, sondern von Natur-gewalten abhängt, denen er ohnmächtig gegenübersteht. In vor-christlicher Zeit suchte man die als Dämonen gedachten Natur-gewalten durch allerlei Opferkulte zu befänstigen, deren Ausübung sich so festgewurzelt hatte, daß einige dieser Kulte sich als Sitten von verschwommener Symbolik noch heute an den drei großen Festen des Jahres, Ostern, Pfingsten und Weihnachten, nachweisen lassen.

Der Anterton dieser Sitten ist gewöhnlich eine verstrakte Bitte um reichen Ernteertrag. So streichelt die mährische Wänerin ihre Obstbäume mit den vom Kneten des Weihnachtssteigs noch febrigen Händen, und sagt dazu: „Bäumchen, bringe viele Früchte!“ In derselben Gegend springt und tanzt man in der Silvesternacht um die Obstbäume, wobei der Vers gesungen wird:

Freue ju Wöme
 Rujar is lomen!
 Dit Jar ne Kaze buß
 Ip et Jar en Wagen buß!

Dieselbe Sitte wird in Schottland von der Schuljugend unter Abfingung eines ähnlichen Verses geübt.

Zu Cyperath in der Eifel und zu Wahn, Kreis Mühlheim, setzt man am Weihnachtsabend den Feuerherd, da man glaubt, es regne in dieser Nacht Korn vom Himmel, und diejenige Frucht, von der am meisten herunterfalle, die werde am besten im kommenden Jahr gedeihen.

In Südfrankreich, besonders in Perigord, spielt eine Art unseres Weihnachtsbaumes, der Christbloß, eine Hauptrolle am Weihnachtsabend. Dieser Christbloß ist ein Baumstumpf, der vom Pflaumenbaum, Kirschbaum oder der Eiche genommen werden muß. Je dicker er ausfällt, desto besser ist es. Die Familie zieht, sobald sie sich am Weihnachtsabend vollzählig versammelt hat, feierlich hinaus, um den Christbloß hereinzuholen, und bringt ihn in die Küche oder in die beste Stube. Dabei singen sie ein provenzalisches Liedchen, das in der Uebersetzung ungefähr lautet:

Freue dich, Klotz,
 Morgen ist der Tag des Brots.
 Mag alles wohl einkommen,
 Die Frauen gebären,
 Die Ziegen zickeln,
 Die Schafmütter lammen;
 Viel Korn gebe es und Mehl
 Und des Weins eine volle Kufe.

Dann gießt das jüngste Kind des Hauses über den Christbloß ein Glas mit Wein unter Anrufung der höchsten Namen aus, und wirft den Klotz ins Feuer. Brennt er gut, so ist das von günstiger Vorbedeutung für die Ernteausfichten des nächsten Jahres. Ache und Kohlen werden sorgfältig gesammelt und als Heilmittel gegen Krankheiten das ganze Jahr aufbewahrt. Der Teil des Stammes, den das Feuer nicht verzehrt hat, wird von den Ochsentreibern als Bremse an ihren Karren angebracht, weil dem Volksglauben nach die Aussaat dann reichere Früchte tragen soll. Die Frauen bewahren ein paar Stücke von dem Bloß bis zum Dreikönigstage auf, damit ihre Hühnerzucht besser gedeihe. In der Gegend von Marseille besprengt man den „caligneau“ genannten Christbloß mit Wein oder Del, in der Dauphiné mit Wein. In Wien besprengt der Hausvater, in feierlichem Schweigen von seinen Kindern und Kindestindern umgeben, den Bloß mit Wasser und Salz. In Lothringen legte man einen Klotz von vier Fuß Länge auf den Herd. Auch in Oberitalien übt man die Sitte des Christbloßes.

In unserem deutschen Eifelgebiet besteht derselbe Brauch in folgender Weise: Am Weihnachtsabend legt man einen Holzstamm an den Feuerherd, Christbrand genannt. Was davon bis zum Dreikönigstage nicht verbrannt, sondern nur verkohlt ist, wird in den Kornbahr gelegt, damit die Mäuse das Korn nicht beschädigen. Im Berleburgischen band man ihn in die letzte Garbe. In der Gegend der Sieg und Lahn besteht die westfälische Sitte, die Reste des Christbloßes in den dreizehn Nächten zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag auf die Felder zu streuen, wodurch ihre Fruchtbarkeit befördert werden soll. In Geerardsbergen in Belgien läßt man das Wurzelende einer Tanne oder Buche verbrennen, und lösch währenddessen alles übrige Licht im Hause. Dabei wird gesungen und Genever getrunken, und ein kleiner Rest des Getränkes wird auf dem abgebrannten Holzloß entlammt. Bei den Ketten hieß der Weihnachtsabend von derselben Sitte her früher Bloßabend. Bei den Serben und Kroaten werden am Weihnachtsabend zwei oder drei junge Eichen gefällt, abgeästet, bei eintretender Dunkelheit ins Haus gebracht und aufs Feuer gelegt. In Niederbalmatien umwinden die Frauen und Mädchen die Eichenstämme mit roter Seide, Zwirn und Golddraht, schmücken sie mit Lorbeerblättern und verschiedenen Blumen. Beim Hineintragen der Stämme werden zu beiden Seiten der Türe Kerzen angezündet. Tritt der Hausvater mit den Vätern über die Schwelle, so beschütten ihn die Hausgenossen mit Getreide.

Das lieblichste Wahrzeichen unseres heutigen deutschen Weihnachtsfestes, der mit Lichtern besetzte Tannenbaum, ist erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit so allgemein bekannt geworden. Noch im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war diese Sitte wenig verbreitet. So wußten die niederdeutschen Bauern in beiden Provinzen Preußen, Pommern, Mecklenburg und Holstein in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts so gut wie nichts davon. Schleiermacher und Tieck erwähnen ihn noch nicht in ihren Novellen vom Weihnachtsfest. Goethes Freund Scherzberg gebürtig verwarfte ihn dagegen auf seinem berühmten Lutherbilde und Goethe selbst erzählt schon im Jahre 1765 von einem Weihnachtsbaumchen, das er im elterlichen Hause von Körners Mutter, Minna Stod, aufgestellt fand. Es war mit Lichtern besetzt, und mit allerlei Süßigkeiten behangen; davor stand ein Tischchen mit Pfefferkuchen für die Kinder.

Nach dem Jahre 1815 brachten die preussischen Offiziere den Weihnachtsbaum nach Danzig, und zu gleicher Zeit machte er sich im Münsterland heimisch.

In manchen Gegenden Westfalens, wo die Christbäume nicht im Gebrauch sind, sehen die Leute Tannenzweige vor ihre Haustüre.

In einigen kleinen Dörfern des Elsaß verschaffen sich die jungen Mädchen einen kleinen Tannen- oder Stechpalmenbaum, zieren ihn mit Bändern, Eierhähen, kleinen Figuren, die einen Hirten oder einen Mann vorstellen, der seine Frau schlägt, und stecken den so geschmückten Baum in der Neujahrsnacht auf den Brunnen. Während des Neujahrstages besucht man den Brunnen, den die Mädchen um die Bettel schmücken, und bei anbrechendem Abend wird der Schnee um den Brunnen herum sorgfältig weggekehrt und die jungen Mädchen tanzen singend einen Reigen, an dem sich die Burschen nur mit ihrer Erlaubnis beteiligen dürfen. Der Baum bleibt das Jahr hindurch als Schutzgeist derer, die ihn errichtet hat, an seinem Platze stehen.

Der Weihnachtsbaum, der zu Ostern, Pfingsten und zur Sommerjonnenvende Parallelen im Maibaum, Johannisbaum, Nichtbaum hat, ist ein ins Christentum hinübergewonnenes Ueberbleibsel des altgermanischen Glaubens, daß der Baum von Dämonen bewohnt sei. Diese Dämonen will man sich durch allerlei Feierlichkeiten günstig stimmen, um vor Mitternachts, Krankheit, Gewitterchaden geschützt zu sein. Und wenn wir uns vergegenwärtigen, daß wir von einem „Baum des Lebens“ und von einem „Lebenslicht“ sprechen, so erscheint der Weihnachtsbaum als eine Verquickung dieser beiden Symbole. E. K.

Kleines feuilleton.

Kulturhistorisches.

Märktischer Handel im Mittelalter. Trotzdem die Mark in dem Kreuzungspunkt verschiedener ostwestlicher und nord-südlicher Handelsstraßen lag, spielte sie doch in dem Verkehrsleben des Mittelalters keine große Rolle. Sie verschwand fast vollständig hinter den anderen großen deutschen Handelszentren Deutschlands. Die Nachrichten über den märkischen Handel im Mittelalter sind nur sehr spärlich. Wer nicht durch die Mark reisen mußte, setzte keinen Schritt in die Gegend. Deshalb sind Karten, die die märkischen Handelsstraßen verzeichnen, sehr selten. Reisebeschreibungen darüber sind gar nicht vorhanden: die Reisenden drängten im Mittelalter meistens nach dem Orient hin. Zuerst weisen auf die ältesten märkischen Handelswege die Rechtsverhältnisse in den Städten hin, aus denen sich die Richtung des Hauptverkehrs erschließen läßt; auf der Linie Magdeburg—Brandenburg a. d. Havel—Berlin—Frankfurt a. d. Oder galt nämlich das magdeburgische, in den Städten Soest, Lübeck, Salzwedel, Stendal das lübische Recht.

Die märkischen Kaufleute mögen immerhin ihre Reisen bis in entlegene Länder ausgedehnt haben, denn die Kaufmannsgilden von Berlin-Kölln stifteten die Altäre in der Marien-, Petri- und Nikolaikirche „zum Dank für glückliche Heimkehr von weiter Fahrt“.

Gemeinsame wirtschaftliche Interessen waren es, die die Vereinigung der beiden Schwesterstädte Berlin und Kölln im Jahre 1307 zur Folge hatten. Die Einigungsbestrebungen innerhalb der märkischen Städte zeitigten in der Folge um 1320 das Bündnis der mittelmärkischen und niederlausitzischen und das der sechs oberlausitzischen Städte, den Bund der altmärkischen mit dem Vorort Stendal, der prignitzischen mit Kyritz und der udermärkischen Städte mit Prenzlau. Nur wenige Städte mußten sich von dem Bündnis unter dem Druck ihrer geistlichen oder weltlichen Schirmherren ausschließen. Die Städtebünde brachten vor allem Ordnung in die verworrenen Münzverhältnisse und betrachteten als ihre Hauptaufgabe den Schutz der Bürger und ihrer Rechte und die Abwehr von Fürsten und Herren. Um 1350 traten die märkischen Städte der Hanse bei, was dieser großen Organisation im Hinblick auf die Sicherheit der ostwärts führenden Landstraßen nur willkommen sein konnte.

Den Höhepunkt erreichte der mittelalterliche Handel der Mark gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Die Städte waren in dieser Zeit so reich und mächtig, daß sie verschiedentlich die ihnen von den Junkern verpfändeten Burgen erwerben konnten. So brachte Berlin das für den Handelsweg nach Sachsen wichtige Saarmund im Ruthetal bei Potsdam an sich, längere Zeit besaß es auch Köpenick, den Schlüssel zu der großen Handelsstraße nach Schlesien.

Nach dem Berliner Stadtbuch von 1307 waren die Hauptexportartikel Getreide, Bier, Fische und grobe Luche, während vorwiegend Serringe und bessere Weine eingeführt wurden. Ferner nahmen ihren Weg über Berlin die in den östlichen Gebieten in großen Massen erzeugten Farbräucher Krapp und Waid, die nach Dortmund und Braunschweig verfrachtet wurden und bis zur Entdeckung der Anilinfarben eine große Rolle spielten.

In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Städte der Mark unter Kurfürst Friedrich II. ihre Gemeindefreiheiten nach und nach einbüßten, wurde damit auch dem märkischen Handel der Todesstoß versetzt. Eine neue und weit größere Blüte sollte für ihn erst kommen, als der wirtschaftliche Schwerpunkt Deutschlands mehr und mehr sich vom Süden nach dem Norden hin verschob. eg.